

Die Neue Welt



Nr. 42

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Gelbstyne.

Novelle von Jan Ner. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hájel.

(Fortsetzung.)

Gelbstyne blieb mit dem Ingenieur allein. Eine Weile schien es, als überlegte sie, ob sie nicht auch aufbrechen und den Kindern folgen sollte. Inzwischen schlief jedoch Frau Chladet wirklich ein, und ihr Troubadour, der Rechnungsführer, schloß sich den Kleinen an, jagte und tollte mit ihnen, dabei alle ihre Schritte mit überzüglicher Aufmerksamkeit bewachend. Die Kinder waren somit in guter Hut. Gelbstyne verblieb auf ihrem Platz und versank in Gedanken. Eine leichte Wolke lagerte sich auf ihrer Stirn, und die Lippen, wie im erwachenden Selbstbewußtsein oder Troste, schlossen sich fester. Der Ausdruck warmer Erregung und aufrichtiger Miththeiligkeit, der ihr Antlitz so lieblich belebte, verschwand.

Der Ingenieur erröthete, und in seinen Augen glühte es heiß auf, als er die Entfernung all' der lästigen Zeugen wahrgenommen. kaum fünfzig Schritte von ihnen, liefen zwar die Kinder herum, und seitwärts in Aufweite schlummerte Frau Chladet, und dennoch fühlte sich der junge Mann hier in der verlassenen Ruine inmitten der mittäglichen, todten Stille so einsam und mit dem Mädchen allein, wie auf einem Schiffchen im Meere.

Den Gipfel aller Trübsal erreichte die hiesige Gegend unter Wenzel IV., setzte der Ingenieur das angefangene Gespräch fort, allerdings nicht in der Absicht, bei dem Thema lange zu verweilen. Es lag ihm nur daran, einen Uebergang zu finden, welcher ihm ermöglichte, dasjenige heroorzubringen, was seine Brust zum Sprengen erfüllte. „In jener Zeit, wo der Fürst der abtrünnigen Vasallen und hochgeborenen Strauchritter im Königreich, mein Namensvetter ruhmlosen Andenkens, Herr Mitesch Zaul von Ostredet, die Burg Duba und die benachbarte Komorní Grabel an sich riß . . .“

„ . . . und als der Erzbischof Zbýnek von Hasenburg mit dem königlichen Heere die Gegend überschwebte, den Zaul belagerte und die Burgen wieder zurück eroberte — wollen Sie wahrscheinlich sagen.“

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich wiederholt bekenne, wie mir die Aufmerksamkeit, mit der Sie meinen begleitenden Text gelesen haben, über alle Maßen schmeichelt. Es ist wohl möglich, daß die königlichen Söldner hier eben so unmenschlich gehaust haben, wie die ränberischen Horden selbst, immerhin aber haben sie hier Ordnung geschaffen und das Volk befreit. . . .“

„Wovon denn, mein Herr? Oder huldigen Sie der Ansicht, daß der geraubte Sklave frei wird, wenn man ihn dem sogenannten rechtmäßigen Herrn zurück giebt? Ich vermuthete, daß der Tyrann Zaul dem Volke gleich lieb war wie die Tyrannen aus

dem Geschlechte der Duba. Und wer weiß, ob nicht vielleicht noch lieber, denn die Räuber pflegen mit dem armen Volke, in dessen Mitte sie leben, gute Kameradschaft zu halten. Herr Mitesch Zaul wurde gehenkt, weil er die Güter Gleichgestellter gebrandschatzt hatte. Hätte er sich an dem gemeinen Volke vergriffen, Niemand hätte ihn daran gehindert. Auch die Geschichte würde heute nichts mehr davon wissen, und Herr Mitesch konnte ein reines Epitaph haben, sogar Messen wären für ihn als den Seligen gelesen worden, wenn er ein Kloster gestiftet hätte.“

„Zum Dessert geben Sie wohl dem Obst den Vorzug,“ bemerkte der Ingenieur, Gelbstyne das Körbchen mit dem Obst hinreichend, indem er selbst ein Stückchen Käse nahm.

„Herr Zaul, sind Sie nicht unachtsam?“

„Gott bewahre, Fräulein! Ich suche nur Ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenwart zu lenken, da ich es für unrecht halte, wenn Sie sich ausschließlich mit der Vergangenheit und den allgemeinen Interessen befassen.“

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu gestehen, wie ich Ihre Verdienste hochschätze? Ich bin gerne aufrichtig, und heute — ich weiß selbst nicht, was mich dazu treibt, — heute drängt sich mir geradezu die Wahrheit auf die Zunge, reine, scharfe, ungeschminkte Wahrheit. . . .“

„Und gewiß auch schöne Wahrheit! Aus Ihrem Munde kann eine andere garnicht fließen.“

„Sie werden für Ihre Schmeicheleien sofort bestraft werden, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mehr als unachtsam — ja, daß Sie frivol sind. Sie sind ein ebenso gemeinschädlicher Mensch, wie es Ihr Vorfahr gewesen.“

„Fräulein beliebt zu scherzen,“ lachte verlegen der Ingenieur. „Sie sagen da mit ernster Miene einen Scherz, ein Wortspiel, dessen scheinbare Spitze an der Klüftung meiner Unschuld abbricht. Ich heiße wohl Zaul, aber so weit das Gedächtniß meines Vaters, der ein Töpfer, meines Großvaters, der ein Kirchendiener war, und des Urgroßvaters, der ein Schneider gewesen, reicht, stamme ich keineswegs von dem blauen Blute des hochgeborenen Strauchritters.“

„Das Gedächtniß Ihrer Väter reicht nicht sehr weit zurück; in der Beschreibung von der Burg Duba sagen Sie, daß Herr Mitesch Zaul mit seinem Bruder Johann hingerichtet wurde und daß die königliche Kammer ihre Güter konfiszierte. Es ist somit nicht erwiesen, daß sie keine Nachkommen hinterlassen hätten. Und diese Nachkommen können leben, verarmt, ohne Prädikat und Familien-Chronik noch heute, und Sie können einer von ihnen sein, vielleicht ein direkter Agnat des Herrn Mitesch.“

„Ich danke für den Stammbaum.“

„Doch lassen wir solche Muthmaßungen bei Seite. Der Grund für meinen Ausspruch liegt in Ihrer persönlichen Thätigkeit, welche der Unternehmer von jeher, auch in meiner Gegenwart, nicht genug rühmen kann, zu welcher Sie sich mit Stolz bekennen und die Sie auch zu einem würdigen Repräsentanten des Namens Zaul stempelt. Ich hörte schon so Vieles von Ihnen, leider nichts Gutes. Wundern Sie sich nicht, daß ich gegen Sie eingenommen bin und daß ich mit Ihnen spreche, wie mit einem alten Bekannten, gleich zum ersten Male mit solch' einer bewußten, absichtlichen . . . sagen wir Rücksichtslosigkeit. Ist doch die Wahrheit immer rücksichtslos. Auch haben Sie es mir erlaubt, sie zu sagen, von mir Alles herunterzuküßeln, was mich gleich bei unserem Zusammentreffen in Waldhín drückte, mich erregte und gegen Sie immer mehr aufbrachte.“

„Ich bin am Ende meiner Fähigkeit, Sie zu verstehen, angelangt.“

„Sie werden mich gleich verstehen. . . . Erinnern Sie sich, daß Herr Mitesch Andere ausplünderte und sie zum Danke dann noch todtschlug. Gestehen Sie sich selbst, daß Sie, im Grunde genommen, dasselbe thun, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr hochgeborener Vorfahr den Raub selbst behielt, während Sie, dazu gedungen, es für einen Anderen verrichten?“

„Ich diene treu meinem Herrn. Wollen Sie es mir zum Vortwurf machen?“

„Ja. Sonst zehrte aus der robotenden Menschheit die Aristokratie, jetzt thun es die „Brotgeber“. Sie haben vorhin ganz richtig die eisernen Kassafränter als die modernen Burgen bezeichnet. In solch' einer Burg sind Sie der bezahlte Burgoogt, der erste Diener. Aus den in der Burg verwahrten Schätzen warfen Sie eine Hand voll Brosamen aus, als Lockspeise für die hungrigen Parasiten, deren einziges Gut ihr Magen ist, für den sie im Schweife ihres Angesichts sorgen müssen. Beißen sie nun auf die ausgeworfene Lockspeise an, so erweisen Sie ihnen die Gnade, ihre Arbeit anzunehmen. Diese Arbeit verwandelt sich in Werthe, welche Sie ihren Händen entwinden und sie in der Burg Ihres Herrn aufspeichern. Aus dem Ertrage Ihrer Arbeit gönnen Sie ihnen zur Erhaltung ihres Lebens so viel, als genügt, um sie den Hunger nicht allzusehr fühlen zu lassen, die bequemste Peitsche, die sie immer wieder unter Ihr Joch treibt und den arglosen Gemüthern noch Lobgesänge erpreßt, welche sie zu Ihrem Ruhme anstimmen. Und hat Ihr Herr einmal genug, so jagt er Sie und die Anderen fort, mit dem Rathe: Gehet hin und suchet Euch einen anderen Herrn, der sich durch Eurer Hände Arbeit ernähren läßt, sucht Euch eine andere Klasse, die sich aufschleicht, um die Früchte Eurer Arbeit aufzunehmen.“

„Ich unterliege dem Eindruck Ihrer Worte,“ erwiderte der Ingenieur, das Mädchen mit Bewunderung betrachtend. „Stamm ich, schwacher Grosshalm, gegen den mächtigen Strom allein etwas ausrichten?“

„Gewiß. . . Davongesagt, werden Sie gehen und sich trösten: Ich habe meine Schuldigkeit gethan, und in diesem Bewußtsein werden Sie vielleicht dann verhungern. Mit Ihnen geht ein mächtiger Arbeitsfaktor zu Grunde und der Honig bleibt im fremden Stod. Oder aber, Sie finden sammt Ihren Arbeitern auf's Neue Gnade vor den Augen eines Anderen, der auf's Neue die Peitsche schwingt; und die Arbeiter werden Sie wieder rühmen, dieselben Arbeiter, denen sich's gezierte, daß sie mit Ihnen ebenso verfahren, wie das Gericht mit Missethätigen.“

„Ich bin nicht der Schuldige, nur das Werkzeug.“
„Leere Ausflüchte. Ohne Sie ist die todte Gütermasse nur ein thönerner Niese ohne Seele. Laßt die Intelligenz dem gefräßigen Kapital den Dienst versagen, und der thönerne Niese verwandelt sich sofort in das, was er ist, nämlich eine leblose Masse. Die bewußten Sklavendienste der Intelligenz sind eine Schändlichkeit. Aber wenn die Intelligenz sämmtliche Arbeitshände in die Sklavenfetten schlagen hilft — und das thut sie —, so begeht sie die schlimmste, allergrößte Schändlichkeit.“

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich die Ansicht ganz entschieden bestritte, als ob jedem Einzelnen die Möglichkeit geboten wäre, gleichberechtigter Theilhaber an dem Gesammtergebnis aller Werthe zu sein, gleichzeitig als selbstständiger Erzeuger und Konsument. Es ist gut, und gewiß auch Allen nützlich, wenn in einzelnen Händen mehr Vermögen sich ansammelt, als der Durchschnittsertrag ausmachen würde.“

„Möglich. Doch das wollen wir nicht entscheiden. Dann sollen sich aber die Reichen nur als die Verweser dieser Güter betrachten und nicht als bevorzugte Besitzer. Moralisch sind sie nicht berechtigt, die ihnen anvertrauten, durch fremde Hände erzeugten Güter in eigenem Interesse zu vermehren. Ist ja doch das Vermögen nichts Anderes, als in Werthe verwandelte Arbeit, welche sie doch selbst nicht verrichtet haben.“

„Wohl wahr. Wenn wir jedoch die tatsächlichen Verhältnisse mit nüchternem Auge betrachten, so sehen wir, daß aus diesem Anammeln der Arbeitswerthe Diejenigen, die sie geschaffen und auch weiter die Arbeit verrichten, dennoch auch Nutzen ziehen, wenn auch, wie ich zugebe, verhältnismäßig kleineren. Aber ist der Einzelne im Stande, dieses Mißverhältnis auszugleichen?“

„Nein, das ist er nicht. Aber er soll sich wenigstens dieser Ungleichheit bewußt sein und soll trachten, sie zu vermindern. Er soll mitarbeiten an der Aenderung dieser Zustände und soll helfen, eine Gesellschaftsordnung herbeiführen, die der Arbeit den ihr gebührenden Schutz gewährleistet. Sie aber, Herr Zaul, Sie bemühen sich, diese Ungleichheiten noch zu vergrößern. Vor vierzehn Tagen rühmten Sie sich in meiner Gegenwart, wie Sie Ihre Arbeiter zu pressen verstehen, indem Sie durch vollständige Ausnutzung aller ihrer Kräfte ihnen Alles nehmen: ihre Kraft, die Zeit, ja schließlich den Ertrag ihrer Arbeit selbst. Und als Ersatz jagen Sie die Hälfte von ihnen in einer Woche aus der Arbeit, Hunderte werden vertrieben und Tausende verlieren dadurch das Brot. Aus einem Theile machen Sie Bettler und Landstreicher, und Andere schicken Sie gerade aus zu fressen. Fast Alle aber werden dadurch zu nutzlosen, unproduktiven Menschen herabgedrückt, die viel mehr Schaden anrichten, als der Betrag ausmacht, welcher durch ihre Entlassung erspart wird. Aber Ihr Gewissen, Herr Ingenieur, bleibt rein, Ihre Brust schwillt vor Freude, und mit stolz erhobenem Haupte werden Sie Ihrem Gebieter sagen: Herr, Dein Gewinn konnte sein einhundert, ich aber habe ihn vermehrt auf Hundert und Eins. Und Sie werden ein ausgezeichnete Mann, die Bierde und Stütze der menschlichen Gesellschaft. . .“

Celestine erhob sich. Sie war bleich und ihr Profil drückte, so lange sie sprach, eine schneidende

Härte aus, während in den feuchten Augen ein verhaltenes Feuer brannte.

Der Ingenieur blickte in wortloser Erregung zu ihr empor. Mit einem anderen Apostel des Sozialismus hätte er zweifellos gestritten, ihm geglaubt oder auch nicht geglaubt. Celestine's Worte fielen jedoch tief in seine Seele und ergriffen ihn. Anfänglich allerdings nur als Symptom ihres gereizten Gemüths. Er fühlte ein inniges Mitleid, aber nur mit ihr, mit ihr allein.

„Ich weiß die Wahrheiten, die Sie da gebracht haben, wohl zu würdigen, mein Fräulein,“ sagte er nach einem Augenblick, „doch es dünkt mir, daß Sie ihnen ein viel zu scharfes Relief verleihen. Sie denken groß und fühlen mit großer Wärme. Und unzweifelhaft befassen Sie sich fleißig mit dem Studium der modernsten Wissenschaften. . .“

„Sie glauben, daß ich Ihnen auswendig gelernte Weisheit vorgesagt habe? Kein Wunder. Ihre Augen sind gegenüber der eigenen Noth blind und gegen die Noth Aller, die für ihre Arbeit dulden müssen. Und bringt einmal die Klage eines der Unterdrückten an Ihr Ohr, sodann wägen Sie Säge aus Büchern zu hören. Sie verschließen sich die Ohren vor den vermeintlichen Thorheiten und hören und sehen nicht. Sie wissen nicht einmal das Vertrauen zu würdigen, wenn sich Ihnen so ein gequältes Herz erschließt. Herr Zaul“ — Celestine legte unwillkürlich ihre Hand auf den Arm des Ingenieurs — „was aus mir sprach, war das Elend meiner eigenen Eltern, waren die Lehrlinge aus der Chronik meines vernichteten Lebens.“

„Ich wollte Sie keineswegs tranken,“ entschuldigte sich bittend der Ingenieur. „Auch will ich nicht mehr darauf zurückkommen. Nur zu meiner Rechtfertigung will ich bemerken, daß ich unter den Arbeitern sehr beliebt bin. . .“

„Möglich. Ich weiß es wohl, daß Sie in Ihrer Grausamkeit gleich gerecht sind, gegen sich selbst wie gegen alle die Anderen.“

Ein Geräusch wurde laut. Beide wandten sich und sahen Frau Chladel. Sie öffnete, immer noch müde, die Augen und legte den Kopf nach der anderen Seite.

Der Ingenieur befürchtete ihr baldiges Erwachen.

„Ich danke Ihnen für das mir erwiesene Vertrauen von ganzem Herzen,“ sagte er rasch mit gedämpfter Stimme. „Sie können versichert sein, daß ich desselben mehr würdig bin, als Sie ahnen, denn gestern schon vertraute ich Ihnen grenzenlos.“

Celestine erhob zu ihm ihre großen Augen.

„Sie reichten mir soeben Ihre Hand, Fräulein,“ sprach der Ingenieur mit wachsender Wärme weiter, „ich halte sie nun fest und lasse sie nicht mehr los, hoch erfreut, daß ich Ihnen ein Freund sein darf. Ich bin es, es ist für mich eine einfache, natürliche Nothwendigkeit, und ich wäre es, selbst wenn Sie sich dem widersetzen wollten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bekenne. . .“

„Zu einem vertraulichen Verkehr mit mir haben Sie kein Recht, Herr Zaul, und wünschen Sie nicht. . .“

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bekenne,“ fuhr der Ingenieur unbeirrt immer feuriger fort, „daß ich Ihren Ausspruch von dem vernichteten Leben einer so jungen Dame für übertrieben halte. Er ist entschieden zu voreilig gethan, denn das menschliche Leben wird nicht so leicht vernichtet, wie es uns manchmal in der subjektiven Auffassung eines erregten Augenblicks scheinen mag. Inmerhin kann es verhängnisvoll und vergiftend einwirken, wenn sich solch ein heimlich und absichtlich gehegter Wahn in uns festwurzelt. Darum heißt es die Achtung und die Gerechtigkeit gegen diese junge Dame, daß die Verechtigung Ihres Ausspruches entweder begründet oder dessen Grundlosigkeit nachgewiesen wird, oder aber — wenn es nicht anders möglich sein sollte, daß man es in seiner Bedeutung auf das allergeringste Maß beschränkt. Dazu ist es unbedingt notwendig, daß Sie sich anvertrauen, daß Sie Jemand haben, der Ihnen rathen kann, und ich bin unbescheiden genug, zu glauben, daß Sie nicht fehl gingen, wenn Ihre Wahl auf mich fallen würde. Ich stelle mich Ihnen für diesen Fall zur

Verfügung, ja. . . sehen Sie, mein Fräulein, auch ich fühle mich erfüllt von einem unabweislichen Drange, Ihnen einen Dienst zu erweisen, ob Sie schon wollen oder nicht. Und. . . Sie werden doch nicht wünschen, daß ich im blinden Eifer, begangenes Unrecht gut zu machen, noch mehr Unheil anrichte? Ich bedarf der Führung, des Lichtes, wollen Sie es mir nicht spenden?“

„Ich habe Ihnen meine warme Theilnahme an dem Schicksale der Arbeiter anvertraut. Was ich that, geschah ausschließlich in ihrem Interesse — eines Anderen bedarf es nicht.“

Die Erzieherin machte Anstalten, sich zu entfernen.

„Und für sich selbst wollen Sie nichts thun?“

„Nein.“

„Ich befürchte, daß die mir ertheilte Belehrung nicht den gewünschten Erfolg haben wird. Ihnen zu Liebe wünschte ich mit einem Schläge von Ihrer Lehre durchdrungen zu sein, jedoch uns Kindern eines sterblichen Zeitalters verborrt der Same eines jeden Glaubens, wenn er nicht von der Flamme einer ungetriebenen, begründeten Ueberzeugung erwärmt und erleuchtet wird. Sie theilten mir Ihre Schlussfolgerungen mit, aber den Grund, all' die Faktoren und Ziffern, aus welchen Sie geschöpft, wollen Sie mir vorenthalten. Und so bleibt mir der Zweifel an der Richtigkeit Ihrer Schlüsse, der Zweifel, ob Sie die gegebenen Faktoren nicht falsch bewerthet und bei Ihrer Berechnung nicht eine unrichtige Formel angewandt haben.“

„Die Unterstellung ist sonst nicht gerade eine delikate ultima ratio, hat aber fast immer Erfolg, da der Angefallene dann genöthigt ist, bon gré mal gré, sich zu vertheidigen.“

Celestine ließ sich wieder nieder. Der Ingenieur überzeugte sich fürsorglich, daß Frau Chladel immer noch schlummerte, und wendete sich auf's Neue zu dem Mädchen.

Sie spielte mit dem am Gurte befestigten Fächer, schloß und öffnete ihn wieder und blickte über ihn hinweg. Hoch über der Burgruine schweiften ihre Augen, und es schien, als ob sich in ihnen etwas wie Verlegenheit, Trost oder auch eine Art von Furcht widerspiegeln. Dann senkten sich plötzlich die Augen des Mädchens und blieben fest auf dem Ingenieur haften, und deutlich lag es in ihrem Blick: Sei es, ich fürchte mich nicht vor Dir.

„Sie reizen in mir die menschliche Selbstsucht, die sich auch mit Schicksalschlägen gerne brüsst, wenn sie angezweifelt werden,“ fing sie an. „Ich bin Ihnen für Ihre Herausforderung keineswegs dankbar, nehme sie jedoch an.“ Sie stützte sich ungezwungen auf den Ellenbogen, und indem sie mechanisch mit dem Fächer spielte, fuhr sie fort: „Wenn ich Ihre Herausforderung annehme, fühle ich mich, zu meinem Troste sei es gesagt, nicht durch die Eitelkeit dazu veranlaßt, obwohl Sie vermutlich gerade auf diese Schwäche am meisten spekulirt haben dürften.“

„Fräulein. . .“

„Sprechen Sie nicht in den Wind, Herr Zaul. Zu Ihnen täusche ich mich ganz bestimmt nicht, und wahrscheinlich auch nicht in mir selbst. Es ist mir, als wäre ich verpflichtet, den Erfolg meiner Sendung mit dem Opfer zu besiegeln, welches Sie von mir fordern. Möglich, daß ich mich überschätze, und vielleicht würde die Geschichte von all' den Tausenden verfehlter Lebenserexistenzen oder eine erdichtete Erzählung dieselbe oder noch bessere Wirkung haben, als meine Geschichte. Vielleicht ist es auch thöricht von mir, daß ich Ihrer Laune nachgebe. . .“

„Für mich, für meine Person, Fräulein, verlange ich nicht einen Laut. . .“

Ein forschender, von einem Lächeln begleiteter Blick Celestine's schien die Wahrheit dieser Worte ergründen zu wollen. Ingenieur Zaul hielt ihn mit pochendem Herzen standhaft aus.

„Nehmen Sie an,“ sprach er mit erkünstelter Ruhe, „daß Sie eine Mission zu erfüllen haben, und schildern Sie uns, mit Diskretion, die zu bemessen Ihnen allerdings anheimgestellt wird, das vernichtete Leben einer jungen Dame, welches zum Ausgangspunkte aller Ihrer Klagen über den Miß-

brauch der Uebermacht und d'e Bedrückung der Schwachen geworden ist. Ich will Ihnen Ausführungen glauben, und schwöre es Ihnen zu, daß ich mich nach ihnen richten werde, sobald Sie mich überzeugen haben . . .“

„Sollten Sie von meiner heutigen geistigen und physischen Beschaffenheit ausgehen,“ begann Celestine, „und mit entsprechender Perspektive meinen Lebenslauf zurück verfolgen, dann würden Sie wahrscheinlich zu der Vorstellung einer Häuslichkeit von zwei glücklichen, anständigen Menschen kommen, die das Nöthige zum Leben besaßen und sich durch Rechtschaffenheit, geordnete Verhältnisse und entsprechende Intelligenz ausgezeichnet haben. Mich selbst werden Sie sich vermuthlich denken als ein gehätschelttes Kind, als ein Nesthäkchen, dessen Jugend den Eltern zum neuen Lebensfrühling geworden . . . Ich will einweisen von dem Gegenheil nicht sprechen. Die Kinder haben für die Unterschiede der Armut und des Reichthums kein Verständnis und lachen gleich glücklich aus den Lippen die Mutter, die Bettlerin, an, wie die in Atlas Gehüllten die Fürstin.“

Auch ich kann mich meiner frühesten Kindheit nicht erinnern. Als meine älteste Erinnerung weiß ich nur noch, welch' einen mächtigen Eindruck auf mein Kindsgemüth die Thüre eines hohen, nach Lavendel riechenden Salons machte, hinter welcher Onkel Gregor, nachdem er von mir und Walburga Abschied genommen, verschwunden ist. Er ließ uns allein mit einer zuckerüß lächelnden, und mit Zuckerverl auch uns und unseren Gram stillenden Vorsteherin eines Pensionats. Im Kreise Gleicher fühlten wir uns hier bald heimisch und vergaßen die matten, sich schnell verwischenden Eindrücke aus der Heimath um so leichter, als wir selbst während der Ferien die Anstalt nicht verließen. In der herrlichen, gesegneten Rheingegend wuchsen wir auf und aus unserer schönen Umgebung gewannen wir die ersten Grundeindrücke, die den Charakter und die Gemüthsrichtung zu bestimmen pflegen.

Außer unserem Wohnorte kannten wir nur noch die gelegentlichen Ausflugsorte, und von der übrigen Welt nur einige schön gemalte Veduten, dann allerlei Touristen, den Onkel und die Tante, sowie den Vater meiner Gefährtin, die zeitweilig und abwechselnd zu einem kurzen Besuche gekommen sind. Wir aßen gut und wohneten bequem, beinahe vornehm, und der Kreis unserer Vorstellungen, unseres Sinnes und Trachtens, unseres Begehrens und all' der kleinen Intriguen bewegte sich ausschließlich in der glänzenden Welt, deren Begriff durch den täglichen Umgang mit Baronessen und anderen Edelkränleins, sowie den Töchtern der reichen Bourgeoisie erzeugt wird. Walburga war meine Schwester und ihre Freundinnen waren auch die meinigen. Nur gelegentlich, in seltenen Augenblicken, kam mir wie ein ferner Traum manchmal die Wahrheit zum Bewußtsein, daß eine Blutsverwandtschaft uns nicht verbände, und daß ich seit dem dritten Jahre unserer Kindheit nur Walburga's Gefährtin und Spielgenossin gewesen sei.

Zu jener Zeit starb Walburga's Mutter, und der verwitwete Vater, der nicht wieder heirathen mochte, gab uns Beide damals zu seinem Schwager, dem Onkel Gregor. Nachdem sich jedoch der Vater mit dem Onkel Gregor wegen irgend welcher Geldangelegenheiten veruneinigt hatte, kamen wir in das Pensionat, weil Walburga's Elternhaus, in dem die Hausfrau fehlte, für ihre Erziehung als durchaus ungeeignet befunden wurde. So wuchs ich mit Walburga auf, und nur gelegentlich konnte ich beiläufig vernehmen, daß meine Eltern dem Arbeiterstande angehören. Und wenn ich dann Walburga frug, warum denn auch mein Vater uns nie besuche, gab sie mir mit Lachen zur Antwort, daß fleißige Menschen derart weite Reisen nur zum Vergnügen nicht zu machen pflegen. Ich gab mich damit zufrieden, und in Gedanken baute ich mir nach dem Muster aus meiner Umgebung, nach Gedichten und Idyllen ein weißes, schmuckes Häuschen inmitten eines wohlgepflegten, kleinen Gartens, und dort hinein verlegte ich meine rechtschaffenen Eltern, stets im sanfteren Festgewande ihrer Beschäftigung nachgehend, in Frieden und blühender Zufriedenheit. Diese Phantasie wurde bei mir zu einer bleibenden

Vorstellung, und selbst als ich heranwuchs, fiel es mir niemals ein, an sie den Maßstab der Wirklichkeit zu legen, wie sie mir zeitweilig in ihrer nackten Wahrheit in die Erscheinung trat.

Die Zeit, die ich brauche, um Ihnen dies Alles zu erzählen, ist jedenfalls hundertmal länger als diejenige, die ich anwandte, um den matten Erinnerungen an meine Eltern nachzuhängen. Ich freute mich wohl auf sie, aber nur wie ein Kind, das seine Eltern nie gekannt und das durch ein Band erwiesener Liebe an sie nicht gekettet ist. Die Erinnerung an sie zuckte mir nur manchmal durch den Sinn, und das Interesse, welches ich an ihnen nahm, war jedenfalls viel geringer und nebelhafter als dasjenige, welches mir die Epantettes irgend eines Lieutenant's unserer städtischen Garnison einflößten.“

Der Ingenieur fuhr zusammen und warf einen unruhigen Blick auf das Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kapitel der literarischen Betrüger.

Von A. Demmer.

Daß die Lüge eine gesellschaftliche Macht ist, kann wohl als ein Gemeinplatz gelten: daß sie im täglichen Leben eine große Rolle spielt, lehrt Jedem die eigene Erfahrung, daß sie im öffentlichen Leben der zivilisirten Welt eine viel gebräuchlichere Waffe ist, dürfte auch nur mehr Wenigen ein Geheimniß sein, und aus der sprichwörtlichen Lebensart von dem „Lügen, wie gedruckt,“ geht augenscheinlich hervor, daß die Klasse von Menschen, deren Produkte durch die Hände der Setzer gehen, für besonders reich gesegnet gilt mit Leuten, die, wenn es ihnen nützlich scheint, „das Ding sagen, das nicht ist“. Die literarische Klasse hat denn auch den zweifelhaften Vorzug, jene Könige des Lügens zu den Ihrigen zu zählen, die nicht wie andere Leute zu diesem oder jenem bestimmten Zweck, hier und da ein wenig lügen, sondern planmäßig lügen, Gewebe von lauter Erfindungen als Wahrheit schwarz auf weiß von sich zu geben, kurz, aus dem Lügen einen Beruf machen.

Die Erwerbsthätigen dieses Berufes pflegt man unter dem Namen literarische Betrüger zusammenzufassen; sie zerfallen in die beiden Hauptzweige Derer, die da Handschriften und dergleichen fabriziren, um sich einen Namen als Entdecker zu machen, das sind die Meisten, und Derer, die von Gegenden, die sie nie gesehen, und Erlebnissen, die sie nie gehabt haben, zu erzählen wissen, dies sind die Interessantesten. Diese Leute waren früher häufiger als heute, wo man ihnen gewöhnlich bald auf die Spur kommt; aber sie sind noch nicht ausgestorben. Freilich, der Mann mit der Telegrammadresse Stakaobann und dem Kronenorden ist nur ein Zwerg in dem Fache. Dagegen produzirte sich im vorigen Jahre in England ein wohlgerathenes Exemplar. Unter dem Namen Rougemont trat vor die Oeffentlichkeit ein Mann, der behauptete, an die Küste von Nordaustralien verschlagen, einige dreißig Jahre dort unter den Wilden gelebt zu haben; seine Erlebnisse waren natürlich höchst romantisch. Er trat sehr sicher auf und fand, obwohl Unwahrscheinliches genug in seinen Angaben war, Glauben nicht nur beim größeren Publikum, sondern auch bei Bertetern der Wissenschaft, hielt öffentliche Vorträge und sah seine Erlebnisse gedruckt. Kurz, er war ein großer Mann, bis ihn der Londoner „Daily Chronicle“ auf die Spur kam und ihn als einen ganz kompletten Schwindler, einen literarischen Betrüger entlarvte.

Welleicht das schönste bekannte Exemplar der Art ist ein Mann, der, gleichfalls in England, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sein Wesen trieb und den erfundenen Namen Georg Psalmanazar führte. Er hat in einer nach seinem Tode erschienenen Autobiographie ein vollkommenes Bekenntniß abgelegt, die ganze Geschichte seines Schwindels bloßgelegt; nur seinen wahren Namen und seinen Geburtsort hat er für sich behalten. Psalmanazar war im

Jahre 1676 irgendwo im Süden von Frankreich geboren, nicht weit von der Gasconne, deren Bewohner seit je im Auf einer Neigung zum Aufschneiden stehen. Seine Familie war alt, aber heruntergekommen. Er selbst zeigte früh bedeutende Anlagen, besonders zum Erlernen fremder Sprachen, und ehrgeizige Wünsche, in der großen Welt um jeden Preis eine Figur zu machen. In einem Jesuitenkolleg mit gelehrter Bildung, vor Allem der Beherrschung des Lateinischen, versehen, verließ er, sechzehn Jahre alt, seine Heimath, und zwar gleich in einer angenommenen Rolle: mit einem Paß, in dem er als ein Isländer und Student der Theologie, der wegen seiner Religion das Land verlassen, beschrieben war, machte er sich auf die Wandererschaft und trieb sich als Bettelstudent, meist in äußerster Noth, in Mitteleuropa umher.

In dieser Wanderzeit keimte in Psalmanazar der Gedanke eines großen Betrugs, durch den er Aufsehen zu erregen hoffte: er fälschte einen neuen Paß, in dem er als ein zum Christenthum bekehrter Japaner figurirte. Dies änderte er bald dahin, daß er sich für einen noch heidnischen Japaner ausgab. Der Plan war schlau angelegt. Er lebte von rohem Fleisch, Wurzeln und Kräutern, was nach ihm japanischer Brauch war; er konstruirte eine besondere Sprache, die japanisch sein sollte, und ein Alphabet; und er fand schließlich noch einen eignen Gottesdienst, wie er sich auch den Namen Psalmanazar zulegte. Der Erfolg, mit dem er seine neue Rolle spielte, war zunächst nicht groß. In Landau wäre er durch sein sonderbares Gebahren beinahe als Spion an den Galgen gekommen. Er figurirte dann eine zeitlang als Stellner in einem Staschehaus zu Nachen und war schließlich gezwungen, sich anwerben zu lassen, erst in einem Regiment des stölnischer Kurfürsten, dann in einem mecklenburgischen Regiment, das die Holländer gemiethet hatten: ohne aber seine Rolle fallen zu lassen.

Als er Ende 1702 mit seinem Regiment in der Festung Sluys an der Scheldemündung lag, hörte der englische Gouverneur General Vander von dem merkwürdigen Heiden und beschloß, ihn kennen zu lernen. In seiner Gegenwart mußte Psalmanazar über Religion disputiren mit einem wallonischen Geistlichen aus Sluys und mit James, dem Kaplan eines schottischen Regiments. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit so viel Geistesgegenwart und Gewandtheit, daß gar keine Zweifel an seiner Ehrlichkeit laut wurden, alle Anwesenden ihn für echt hielten. Nur Einer nicht; das war James. Der schlaue und gewissenlose schottische Pfaffe hatte Psalmanazar sofort durchschaut, sich davon aber nichts merken lassen, weil gleich die Absicht in ihm aufgetaucht war, mit Psalmanazar zusammen ein nutzbringendes Geschäft aus dem Betrug zu machen. Er setzte sich mit Psalmanazar in's Einvernehmen, und ein äußerst raffinirter Plan wurde nun ausgeheckt.

Auf James' Rath wurde Psalmanazar's Geschichte dahin geändert, daß er für einen Eingeborenen der Insel Formosa ausgegeben wurde, die damals in Europa noch fast Niemandem bekannt war. Von dort hatten ihn jesuitische Missionare entführt und nach Avignon gebracht. Weil er sich nicht zum Katholizismus bekehren wollte, wurde ihm mit Verfolgung durch die Inquisition gedroht, weshalb er nach Deutschland floh. Diese Geschichte theilte James dem Bischof von London, Henry Compton, brieflich mit, und konnte zur Erbauung aller frommen Seelen beifügen, daß es ihm gelungen sei, den Formosaner dem Protestantismus zu gewinnen, und daß er ihn, wie wahr war, öffentlich mit großer Feierlichkeit getauft habe. Das zog natürlich. Ohne den geringsten Zweifel in James' Geschichte zu setzen, schrieb ihm der entzückte Bischof, den bekehrten Formosaner nach England herüber zu bringen. Psalmanazar wurde des Dienstes bei seinem Regiment entlassen. Ende 1703 brachte ihn ein Schiff von Rotterdam nach Harwich hinüber.

In England war Psalmanazar lange Zeit der Held des Tages. Die Aristokratie riß sich darum, das Wunderthier bei Gesellschaften zu produziren. Bei den Damen war Psalmanazar, wie er selbst sagt, ein großer Günstling. Mit Erstaunen sah man ihn rohes Fleisch essen, dazu konsumirte er

Pfeffer und Opium in großen Mengen; wie sollte er nicht echt sein! Bischof Compton wurde von Psalmanazar mit einer formosanischen Uebersetzung des Katechismus der englischen Kirche erfreut und sorgte dafür, daß Psalmanazar die nöthigen Mittel bekam, um in Oxford seine Studien zu vollenden. Er sollte hier auch Engländer in seiner Sprache unterrichten, damit sie nachher mit ihm zur Bekehrung seiner Landsleute nach Formosa gehen konnten. 1704 erschien Psalmanazar's Buch: „Historische und geographische Beschreibung von Formosa, einer Insel, die dem Kaiser von Japan unterworfen ist, illustriert mit mehreren Stichen.“ Man sieht schon aus dem Titel, daß Psalmanazar der Geschichte um hundertneunzig Jahre vorgegriffen hat, indem er Formosa zu Japan, anstatt zu China rechnet. Der ganze Inhalt des Buches ist bis auf wenige Notizen, die auf ein Geographiebuch zurückgehen, Psalmanazar's freie Erfindung; es schildert seine persönlichen Erlebnisse, wobei er zur Erbauung der Protestanten beständig über die Jesuiten herfällt, in großer Breite und beschreibt dann eingehend die Insel Formosa, ihre Bewohner, deren Religion, Sitten und Einrichtungen, giebt Proben ihrer Sprache und auf einer Tafel ihre Schrift; die Stiche stellen Kleidung, Wohnhäuser usw. dar. Das Buch fand großen Absatz, erlebte eine zweite Auflage und Uebersetzungen in's Französische und in's Deutsche.

Bei alledem enthielten Psalmanazar's Angaben so viel Unwahrscheinliches und Unmögliches, daß Bedenken laut werden mußten. Daß Formosa zu Japan gehören sollte, war ein wunder Punkt. Dann mußte man sich wundern, wie er bei dem jugendlichen Alter, in dem er seine Heimath verließ, schon über all' die Dinge informirt sein konnte, von denen er sprach. Ferner rechnete man aus, daß, wenn, wie er sagte, in Formosa jährlich 18 000 Kinder geopfert wurden, die Bevölkerung der Insel längst ausgestorben sein müsse, und was dergleichen mehr war.

Aber Psalmanazar war nicht zu verblüffen. Sein Grundsatz war, nie etwas zurückzunehmen, was er einmal gesagt, sondern es stets plausibel zu machen suchen; dazu vereinigte er mit einer eisernen Stirn viel Phantasie und Rednergabe. So erklärt es sich, daß er, als ihm in einer Sitzung der Londoner Akademie, der „Royal Society“, am 2. Februar 1704 der Jesuitenpater Fontenay, der wirklich in Formosa gewesen war, entgegentrat, Psalmanazar als Sieger hervorging, der unglückliche Jesuit für den Schwindler galt.

Man bekommt die beste Vorstellung, wie schwierig die Rolle war, die Psalmanazar spielte, und wie gewandt er sich ihrer entledigte, aus einem Brief aus dem Juni 1704, dessen Schreiber über eine Gesellschaft in Oxford berichtet, bei der der Formosauer anwesend war. Da heißt es unter Anderem: „Er gab einen Bericht über die teuflischen Opfer, viel ausführlicher als in seinem Buch; denn wenn es an Knaben fehlt, so nehmen sie Mädchen unter dem Alter von neun Jahren, die sie mit vielen Zeremonien reinigen, das heißt zwölfmal durch jedes der vier Elemente ziehen, bevor sie zum Opfer für geeignet gelten. Ich fragte, ob die Eltern willig wären, ihre Kinder herzugeben. Er sagte: Nein, aber wenn sie sich weigerten, so seien sie nach dem Gesetz des Todes schuldig und retteten ihre Kinder doch nicht. . . Ich fragte, ob sie der Abchlachtung ihrer Kinder zufähen. Er sagte: Nein, der Tempel werde zugeschlossen, während sie das Opfer darbrachten. Der Oberpriester schneide ihnen den Kopf ab, der Opferpriester schlige den Bauch auf, und die Körper würden in ein Loch in dem Heiligthum geworfen, wo sie getödtet würden. Ich war ungewöhnlich neugierig, zu wissen, was aus den Leichnamen würde. Er sagte, die Priester möchten sie wohl essen. Ich sagte, eine so große Anzahl jedes Jahr geschlachtet, sei genügend, um ein Land zu entvölkern. Er antwortete, in unserem Lande sei das wohl möglich, aber in seinem Lande hätten die Vermisten zwei bis drei und die Bornehmen zwölf bis fünfzehn Weiber. Denn angenommen, sagte er, Einer von der gewöhnlichen Klasse hätte mit zwei oder drei Weibern vier Söhne und von diesen vier würden drei genommen, könnte nicht der überlebende Knabe

mit der gleichen Anzahl Weiber den Verlust ergänzen? Er sagte auch, sie hätten eine unumschränkte Gewalt über ihre Weiber, und wenn sie ihrer überdrüssig wären, so bräuchten sie bloß zu sagen, sie hätten sie im Verdacht des Ehebruchs, und ohne weitere Umstände schnitten sie ihnen den Kopf ab und äßen sie. Eine anwesende Dame war empört und rief: barbarisch! Ich muß zugeben, sagte er, es ist barbarisch, sie ungerecht anzuklagen, und ich wünsche, der Gebrauch wäre aufgehoben. . . Ich halte es für keine Sünde, Menschenfleisch zu essen, aber ich gebe zu, es ist etwas ungesittet. . . Er wurde gefragt, wie lange die Menschen in Formosa gewöhnlich lebten. Er sagte, manchmal bis 120, aber 100 Jahre werde für sehr mäßig gehalten. Sein Großvater, sagte er, war 117 Jahre und so frisch, sehnig und kräftig wie ein junger Mann, weil er jeden Morgen das Blut einer Viper trank.“

In diesem Stile geht es wieweit weiter. Interessant ist noch die Abfertigung des zweifelnden Bischofs Burnet: „Als Bischof Burnet ihn um Beweise bat, daß er von Formosa komme, antwortete er, wenn der Zufall den Bischof nach Formosa brächte, so würde er sich in einem seltsamen Dilemma finden, wenn er sich als Engländer ausbe und gebeten würde, seine Angabe zu beweisen. Du sagst, Du seist ein Engländer, würden die Formosauer Psalmanazar zufolge erwidern; Du siehst so sehr wie ein Holländer aus, wie nur Einer, der je in Formosa Handel trieb.“

Psalmanazar's Helfershelfer Innes wurde für seine Verdienste um die Bekehrung des Formosauers zum Generalkaplan der englischen Truppen in Portugal befördert. Psalmanazar scheint den Beistand des würdigen Vertreters schwer entbehrt zu haben; wenigstens beginnt von da ab sein Niedergang. Das Interesse seiner aristokratischen Gönner an ihm erkaltete. Die Zweifel an der Wahrheit seiner Angaben mehrten sich immer mehr. Die Zeitungen machten sich über ihn lustig. Schließlich gerieth er, der einst der Löwe des Tages gewesen war, in totale Vergessenheit und schlug sich mühsam durch als Mitarbeiter an Unternehmungen wie die „Weltgeschichte“. Auf seine alten Tage ging er unter die Ironen, fand sich aber nicht bemüßigt, bei Lebzeiten ein öffentliches Eingeständniß seines Betrugs von sich zu geben. Vierundachtzig Jahre alt starb er am 3. Mai 1763 in Frommonger Row in der Londoner City. Aus seinem Nachlaß erschienen 1764 die „Memoiren von + + + gemeinhin bekannt unter dem Namen Georg Psalmanazar“, die das Geständniß des auf die Bahn des Verbrechens gerathenen hochbegabten Mannes enthalten. —



Reise in den Weltraum.

Von Camille Flammarion. Deutsch von Gertrud David.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Milliarde Meilen von der Erde.

In den Tiefen des Himmels, dreißig Mal weiter entfernt von der Sonne als unsere Erde, rollt der Planet Neptun seine Bahn. Nur den 900. Theil des Lichtes und der Wärme, die wir von der Mutter Sonne erhalten, spendet sie diesem, ihrem fernsten Kinde, dessen Lebensbedingungen so gänzlich von den unserigen verschieden sind. Die kurz-sichtigen Naturforscher, die bis vor noch nicht zu langer Zeit mit wahrhaft hohenpriesterlicher Würde der Uebersetzung versicherten, daß die Tiefen des Ozeans zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt seien, da der ungeheure Druck und das Fehlen des Lichtes dort so ganz andere Lebensbedingungen schaffe, als die auf der Oberfläche vorhandenen, haben von der Natur selbst ein Dementi erhalten, wie es schärfer diesen angeblich Unfehlbaren nicht zu Theil werden konnte. Diese so vollständige Niederlage hat sie aber durchaus nicht gebessert. Es giebt deren immer noch genug, die behaupten, daß das Leben nur auf Welten existiren könne, die gleiche Beschaffenheit mit der unserigen haben. Immer die Schlussfolgerung des Fisches,

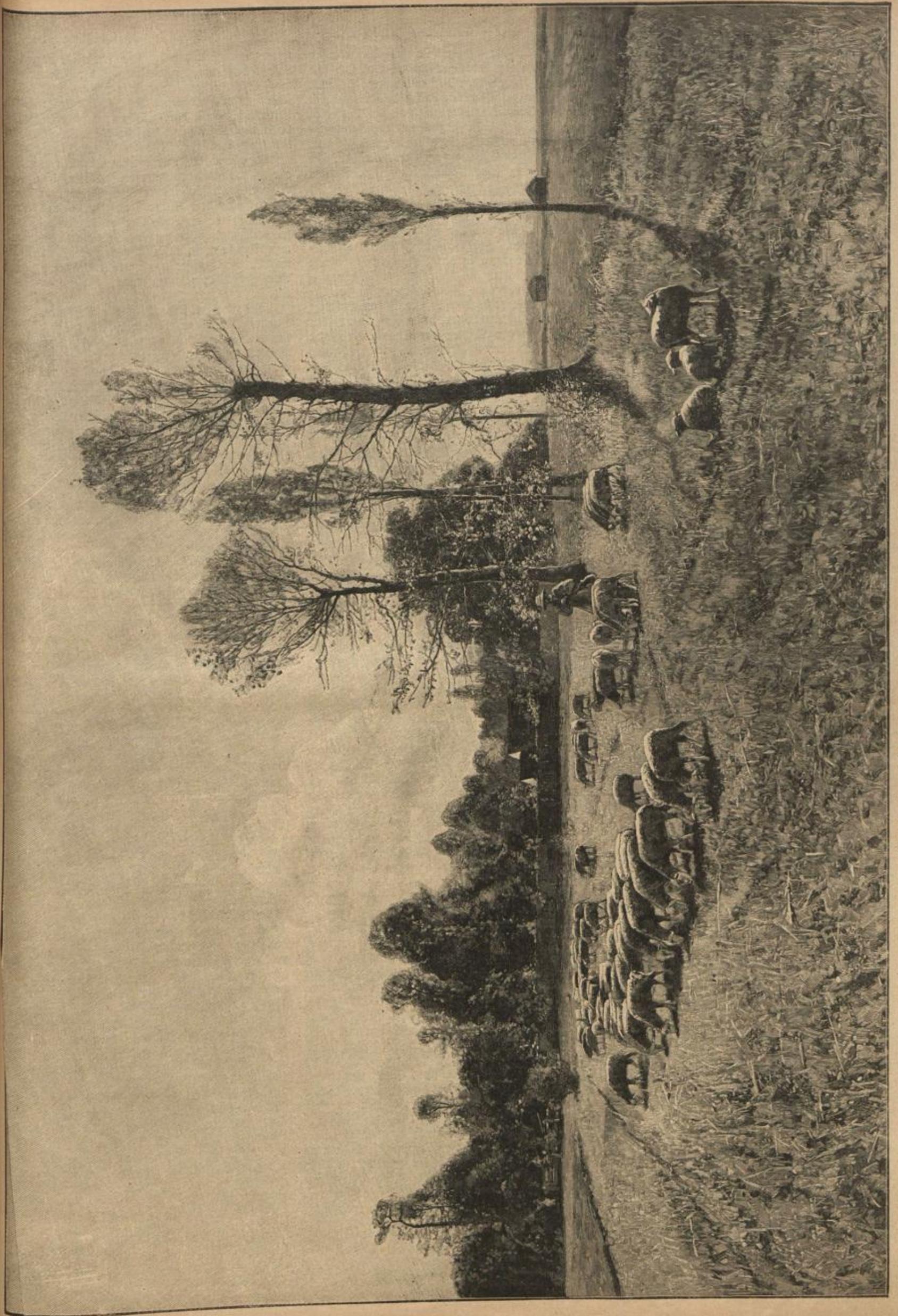
der, übrigens vollständig aufrichtig, versichert, daß es unmöglich ist, außerhalb des Wassers zu leben.

Die ferne Welt des Neptun, auf der jedes Jahr fast 165 Erdenjahre gleichkommt, zehn Jahre also den ganzen historischen Zeitraum darstellen, der uns von der letzten Epoche der Römerherrschaft trennt; diese Neptunwelt ist wohl dazu geeignet, unsere irdischen engen und persönlichen Vorstellungen etwas zu erweitern, was den Begriff der Zeit anbelangt. Der Kalender ist auf diesem Planeten ebenso genau, wie auf dem unserigen. Ein Neptunjahr ist für die langsamen und nachdenklichen Wesen, die auf dem sonnenfernsten Planeten ihren Aufenthalt haben, nicht länger als ein Erdenjahr für die flinken und eiligen Geschöpfe, die in unseren volkreichen Städten dahinjagen. Trotzdem hat ein 20jähriger Neptunjüngling in Wirklichkeit 3300 Erdenjahre gelebt, ohne zu merken, daß dies eine Zeit ist, die man auf der Erde für ziemlich lang hält, daß ein solcher Kreislauf von Jahren uns zu den Zeiten Homers und der Feste der alten Griechen zurückführt.

Selbst für den eifrigsten Forscher wäre es unmöglich, irgend eine Ähnlichkeit zwischen den Wesen, die die Welt des Neptun bevölkern, und denen, die unsere Erde hervorbringt, zu entdecken. Keiner Klasse, sei es des doch so weiten und vielgestaltigen Thierreiches, sei es des Pflanzenreiches, vermöchten wir diese Wesen einzureihen. Hier ist eben eine andere Welt, die vollständig verschieden von der unserigen ist.

Die Organismen, die die Oberfläche der Welten im Raume bewohnen, sind das Ergebnis der verschiedenen Kräfte, die auf jeder dieser Welten in Wirksamkeit sind. Die Gestalt des irdischen Menschen ist hervorgegangen aus den Formen der langen Reihe seiner thierischen Vorfahren, in deren allmählicher Entwicklung er den höchsten Platz einnimmt. Wir können diese Entwicklung von Stufe zu Stufe zurückverfolgen, bis wir in ununterbrochener Kette zu jenen einfachsten Urwesen gelangen, die aller Sinne, die den Stolz des Menschen bilden, beraubt und nur aus einer einzigen Zelle bestehen. Diese Rudimentärorganismen, denen man den Namen Lebewesen beizulegen zögert, sind weder Thier noch Pflanze. Als organisch belebte Substanz haben sie sich bereits vom unorganischen Reiche getrennt, aber sie sind noch chemische Zusammensetzungen einfachster Art, die eine gewisse dunkle Lebenskraft in sich tragen, Arthroplasma, Keime aller zukünftigen Entwicklungen des irdischen Lebens, des thierischen wie des pflanzlichen. Die ersten organischen Wesen sind in den Tiefen der lauen Gewässer des Ozeans entstanden, der beim Beginn der geologischen Perioden noch die ganze Oberfläche der Erdoberfläche bedeckte. Ihre chemische Beschaffenheit, ihre Eigenschaften, ihre Fähigkeiten waren schon bedingt durch die chemische Zusammensetzung dieser Gewässer, und durch die Dichtigkeit und Temperatur des sie umgebenden Milieus. Veränderungen dieser Umgebung und der sonstigen Lebensbedingungen haben damit in enger Beziehung stehende Veränderungen dieses genealogischen Baumes hervorgebracht. Je nachdem die Organismen die tieferen, mittleren oder oberen Schichten der Gewässer bewohnten, je nachdem sie in Flüssen, auf tief gelegenen und feuchten Ebenen, auf sonnenbeschienenen Abhängen oder auf Bergen lebten, machten sie eine andere Entwicklung durch, in Folge derer sie sich immer verschiedenartiger gestalteten. Die irdische Menschheit ist gegenwärtig die letzte Blume, die letzte Frucht an diesem Baume. Aber dieses ganze Leben, von seinen Wurzeln bis in seine Krone, ist irdisch, und auf jeder Welt ist der Baum ein anderer. Das Leben ist neptunisch auf dem Neptun, uranusch auf dem Uranus, saturnisch auf dem Saturn, sirisch in dem System des Sirius, arturisch in dem des Arturus. Das heißt, es ist stets seinem Aufenthaltsort angepaßt, oder genauer gesagt, es ist hervorgegangen und hat sich entwickelt aus den physikalischen Bedingungen einer jeden Welt und nach einem Urgeetze, dem die ganze Natur gehorcht, dem Gesetze des Fortschritts.

Diese große Symphonie des Lebens, die jeder Welt nach den Bedingungen, die auf ihr herrschen, angepaßt ist, wird für uns zu einem gewaltigen Weltchor, dessen einzelne Stimmen und Töne voneinander



Ein sonniger Oktobertag. Nach dem Bilde von Peter Paul Müller.

ander durch Ewigkeiten von Raum und Zeit getrennt sind.

Er erscheint uns abgebrochen, weil wir nur einen Ton auf einmal hören können. Aber in Wirklichkeit giebt es absolut gesprochen keine Zeit und keinen Raum. Jupiter wird erst Millionen von Jahren nach der Erde von denkenden Wesen bewohnt werden. Vom Standpunkte des Absoluten betrachtet, ist diese Zeitdifferenz nicht größer als der Tag, der gestern von heute trennte. Alles Das geht seinen Gang, vollzieht sich auf natürliche Weise, als ob Gott nicht existirte.

Auf fünftausend Milliarden Meilen.

Jeder Stern ist eine Sonne, die in ihrem eigenen Lichte strahlt. Die Sonne, die uns leuchtet, ist 1284 000 Mal so groß wie die Erde und 324 000 Mal so schwer. Aehnlich verhält es sich mit der Masse und dem Volumen der anderen Sterne. Viele von ihnen sind sogar noch bedeutend größer und schwerer als unser Zentralgestirn.

Welchen Stern wir auch aufsuchen, immer nähern wir uns einer Sonne, einem glühenden Schmelzofen. Diese unzähligen Heerde des Lichtes, der Wärme, der Elektricität, der Anziehung, verwandeln sich für unsere Augen, in Folge der ungeheuren Abgründe, die uns von ihnen trennen, zu den winzig kleinen leuchtenden Punkten, die wir Sterne nennen. Diejenige Sonne, die uns am nächsten ist, unser Nachbarstern, strahlt von uns in einer Entfernung, die um das 224 000 fache die zwischen Sonne und Erde übertrifft.

Ein Expreszug, der mit einer Schnelligkeit von 60 Kilometern in der Stunde in direkter Linie auf jenen Stern zuführe, würde ohne Aufenthalt und ohne Verzögerung nach einer ununterbrochenen Reise von 64 Millionen Jahren dort anlangen.

Ein Projektil, das mit der größten Geschwindigkeit, die die irdischen Mörder der Menschheit noch erzielt haben, in den Raum geschleudert wäre, würde ein und ein halb Millionen Jahre brauchen, um sein Ziel zu erreichen. Wenn dieser Stern in einer furchtbaren Explosion zerbränge, und das Geräusch dieser Katastrophe würde uns mit der gewöhnlichen Schnelligkeit des Tones in der Luft von 333 Meter in der Sekunde übermitteln, so würden nicht weniger als drei Millionen Jahre vergehen, ehe wir diese Explosion zu hören bekämen! Wir würden diesen Stern noch drei und ein halb Jahre nach der Katastrophe, die ihn zerstört hat, ruhig am Himmel glänzen sehen, obgleich sich das Licht mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 42 000 Meilen in der Sekunde fortpflanzt.

Unsere strahlende Sonne ist aus jener Entfernung gesehen zum einfachen Stern herabgesunken. Die Welten, die sie umkreisen, die Erde, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und ihre Brüder in der Familie der Sonne, sind durch die Perspektive der Entfernung dicht an sie gedrängt und sind vollständig in ihren Strahlen verloren.

Aus dieser Entfernung aufgesucht und so an ihrem Verhältnis zum Weltall betrachtet, müssen diese Provinzen des Reiches der Sonne selbst dem größten Optimisten in ihrer ganzen Wichtigkeit und Unbedeutendheit erscheinen. Unser Planet, der uns so wichtig vorkommt, wird zum mikroskopischen Pünktchen, das zu entdecken für Sinne wie die unsrigen unmöglich wäre. Seine Geschichte scheint von so weit gehört, der Flug einer Libelle oder selbst das noch nicht, denn man muß sie kennen, um zu wissen, daß sie überhaupt existirt.

Ich fühlte mich nach dem System dieses Sternes versetzt, des nächsten, von dem man die Entfernung gemessen hat. Es ist dies der Stern Alpha im Sternbilde des Centauren. Sein System ist sehr merkwürdig und viel interessanter als das unsrige. An Stelle einer einzigen Sonne wie diejenige, die uns leuchtet, finden wir hier zwei Sonnen, die durch eine Entfernung von 400 Millionen Meilen getrennt, in einen Zeitraum, der 88 Erdenjahren gleichkommt, umeinander kreisen. Diese Zwillingssonnen strahlen

beide in lebhaftem Glanze (sie sind Sterne erster und zweiter Größe von hier aus gesehen) und sind bedeutend größer als der Mittelpunkt unseres Systems. Um jede dieser Lichtquellen kreisen Planeten, denen also zwei Sonnen leuchten, die bald an demselben Himmel vereinigt, bald getrennt und einander gegenüberstehend, an Größe und Glanz variiren, je nach der verschiedenen Entfernung, in der sie sich in Folge der Umdrehung seiner Planeten um ihre Zentren befinden.

Wir haben hier Daseinsbedingungen vor uns, die vollständig von denen verschieden sind, die die Geschichte der Erde und der übrigen Planeten unserer Gruppe regieren. Zwei Sonnen! Welch' wunderbare Abwechselungen in den Jahreszeiten! Welche Verschiedenheiten in den Klimaten, welche Mannigfaltigkeit in den ohne Zweifel sehr rasch vor sich gehenden Lebenserscheinungen, welche merkwürdige Verwickelung im Kalender, in der Folge der Jahre, der Sommer und Winter, der Tage und Nächte. Die Thatsache der Existenz eines solchen Systems allein, das uns verhältnißmäßig nahe und den Astronomen wohl bekannt ist, kann uns einen Begriff von der unendlichen Reichhaltigkeit der Schöpfung und der Fülle ihrer Erscheinungen geben.

Welche Mannigfaltigkeit in den Offenbarungen der verschiedenen Naturkräfte mußte sich aus diesem Ueberreichtum an Sonnenlicht und Sonnenwärme entwickeln, Offenbarungen, die zwar nichts gemein haben mit den Erscheinungen, die wir auf unseren Planeten studirt haben, die aber ohne Zweifel auch wahrgenommen werden durch Sinne, die auf diesen fernen Welten durch eben diese Naturkräfte geweckt, bestimmt und entwickelt wurden.

Auf den Welten, die von zwei Sonnen erleuchtet, erwärmt und regiert werden, konnte das Leben nur in Formen erscheinen und sich entwickeln, die von den irdischen gänzlich verschieden sind, es muß mit anderen Denkwerkzeugen, mit anderen Sinnen und anderen Organen begabt sein. Der Denker, der Astronom, der Physiolog kann nicht länger das irdische Leben als den Typus des Lebens überhaupt ansehen. Alles, was wir auf der Erde lernen, studiren, kennen lernen können, wird nie mehr als ein unendlich kleiner und vollständig ungenügender Bruchtheil der ungeheuren Wirklichkeit sein, die die unzähligen Erscheinungen des Weltalls darstellen.

Doch ehe wir unsere himmlischen Forschungen weiter fortsetzen, ist es nöthig, noch bei einem Punkte etwas zu verweilen. Wie groß nämlich auch die Verschiedenheit der einzelnen Sternsysteme sein mag, wie sehr die verschiedenen Welten, die die Unendlichkeit des Alls bevölkern, an Gewicht, an Volumen, an Dichtigkeit, an Leuchtkraft, an Bewegung, an physikalischer und chemischer Beschaffenheit voneinander abweichen mögen, es giebt doch eine Kraft, unsichtbar und unwägbare, die sie alle miteinander verbindet, die sie wie in einem Netze von äußerster Empfindlichkeit zusammenhält.

Die wunderbare Größe der Entfernungen, die die einzelnen Weltkörper voneinander trennen, verhindert nicht, daß sie sich gegenseitig empfinden, als ob sie durch stoffliche Fesseln aneinander gefettet wären. Die Entfernung der Erde vom Monde beträgt 50 000 Meilen; trotzdem beeinflusst der Mond fortwährend alle Moleküle unseres Globus wie auch die ganze Erde, und Jeder von uns wiegt ein wenig leichter, wenn dieses Gestirn sich an seinem höchsten Punkte am Himmel befindet, als wenn es nach dem Horizont hinabsinkt. Die Entfernung zwischen Sonne und Erde beträgt 20 Millionen Meilen; die Sonne läßt unseren Planeten mit einer dieser Entfernung entsprechenden Energie seine Bewegungen ausführen und die Erde verändert wieder ihrerseits die Stellung der Sonne. Die Entfernung zwischen unserem Zentralgestirn und dem Neptun beträgt über eine halbe Milliarde Meilen: die Sonne wirkt auf diesen fernen Weltkörper ein und veranlaßt ihn, sie zu umkreisen, und Neptun veranlaßt wechselseitig die Sonne, um ihr gemeinsames Zentrum der Schwerkraft zu gravitiren, das 23 000 Kilo-

meter vom Sonnenzentrum entfernt ist. Jupiter verlegt das gemeinsame Zentrum der Schwerkraft um 733 000 Kilometer, Saturn um 400 000. Die Störung der Erde durch den Mond beträgt 4680 Kilometer, um die durch seinen Einfluß der Schwerpunkt vom Mittelpunkt der Erde abruht. Jupiter beeinflusst die Erde, diese die Venus und so fort.

Auf Grund dieser gegenseitigen Einwirkung, die alle Himmelskörper aufeinander ausüben, kann kein einziger Punkt für einen einzigen Moment in Ruhe bleiben, und kein Stern kann jemals für einen Augenblick nur an einen Ort zurückkehren, den er früher einmal eingenommen hatte. Alles das, was man Materie nennt, ist in fortwährender Schwingung und Bewegung unter dem unwiderstehlichen Zwange einer unsichtbaren, unfassbaren und unwägbaren Kraft.

Dies ist eine sehr wesentliche Thatsache, deren Kenntniß äußerst wichtig für die Vorstellung ist, die wir uns von der wahren Natur des Weltalls machen müssen. Wie wir soeben erwähnt haben, ist unsere Sonne von der Sonne Alpha im Centauren durch eine Entfernung von 4500 Milliarden Meilen getrennt. Diese Entfernung wird durch die Anziehungskraft überwunden. In Wirklichkeit sind diese beiden Sonnen nicht vollständig getrennt. Sie kennen sich, sie fühlen ihre gegenseitige Anziehung, und sie fühlen die aller Sonnen des Weltalls. Sie fliegen dahin, unser Zentralgestirn mit einer Schnelligkeit, die man auf 130 Millionen Meilen im Jahre geschätzt hat, Alpha im Centauren mit einer solchen von 150 Millionen Meilen. Die anderen Sonnen, deren Entfernung und Bewegung man gemessen hat, fliegen nicht langsamer im unendlichen Raume.

Die unsichtbare Kraft, die unsere Sonne und ihresgleichen durch den Raum dahinträgt, ist nichts Anderes als die gemeinsame Anziehungskraft der unzähligen Himmelskörper, die das Weltall erfüllen. Sei es nun, daß diese „Anziehungskraft“ eine Eigenschaft ist, die jedem Atom der Materie anhaftet, sei es, daß diese theoretischen, unsichtbaren Atome, auf die man die sichtbare Materie zurückführt, nur die an ihre beobachteten Erscheinungen zu erklären, Kraftzentren, daß sie Knoten, Kreuzungspunkte in den Wellenbewegungen des Aethers sind — genug, die Thatsache, die wir vor allen Dingen bei unserer analytischen Betrachtung des Weltalls festhalten müssen, ist, daß die unzähligen Welten, die den Raum erfüllen, nicht vollständig voneinander getrennt bestehen, sondern daß sie durch eine immerwährende und unzerstörbare Kraft miteinander verbunden sind.

Die Anziehung ist also das oberste Gesetz zwischen den Welten, zwischen den Atomen und zwischen den Wesen. Die Sterne, die in der Unendlichkeit des Raumes gravitiren, die Erde, die die Sonne umkreist, der Mond, der die Fluth an den Meeresküsten emporhebt, die Moleküle des Steins oder des Eisens, die durch die Molekularanziehung aneinander haften, die Pflanze, die mit ihren Wurzeln den nächsten Boden sucht und ihre Blätter und Blüten dem Lichte entgegenhebt, der Vogel, der von Zweig zu Zweig fliegt, um einen Platz für sein Nestchen zu finden, der Mensch, dessen Herz stockt oder rascher wallt beim Anblicke eines geliebten Wesens, beim Klange seiner Stimme — sie alle gehorchen dem einer großen Gesetze, dem Gesetze der allgemeinen Anziehung. Dieses Gesetz beherrscht unter verschiedenen Formen die ganze Natur und führt sie . . . wohin? Zu einer weiteren Anziehung, zu der Anziehung der Unbekannten.

Inmitten der Unwissenheit über das absolute Wesen der Dinge, in der wir uns befinden, trotz aller zahlreichen, muthigen und kühnen Versuche der Wissenschaft, muß diese Thatsache von dem Vordringenden einer solchen Kraft, die alle Weltkörper miteinander verbindet, nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden. Wir können ihren Werth kaum zu hoch anschlagen.

Vergessen wir es also nicht: die Weltkörper stehen in Verbindung miteinander durch die Anziehungskraft.

(Schluß folgt.)

— Ein Poet? —

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Meine Eltern sind beide ziemlich rasch hintereinander, im gleichen Monat, gestorben. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir da war; aber ich habe seitdem Mitleid mit jedem verlaufenen Hund und mit einem Schooßhund gar, und ich füttere ihn, wenn ich kann. Man soll ein Kind nicht zu weich gewöhnen, hat meine Großmutter immer gesagt. Ich war zu weich gewöhnt. Ich wußte mit mir nichts anzufangen. Zum Lehramt taug' ich nicht. Es geht noch mit Einem, wie man's in Privatstunden hat; und selbst da muß ich mich sehr zusammennehmen, damit der Junge nicht merkt, daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte. Aber — viele Kinder sind mir schrecklich; da — entweder sie haben Angst vor mir oder sie machen sich lustig über mich. Keines von Beiden soll sein. Und mir fehlt das Sichere, daß sie sofort spüren: da giebt's keinen Spaß, da heißt es folgen. Also, ich habe mein Probejahr gemacht und war sehr glücklich, als ich's hinter mir hatte. Aussicht auf eine Anstellung gab es bei meinem Fach so nicht. Und ich wurde und werde leicht verlegen, und mein Gedächtniß ist auch nicht so ganz willig. Auch war ich ja so sehr nicht auf's Verdienen angewiesen. Was mir meine Eltern hinterließen, das war genug für mich, und es hat mich oft gerührt, wenn ich so in ihren Büchern blätterte und sah, wie sie Monat für Monat etwas zurückgelegt haben — für den Einigen, und wie meine Mutter vorgesorgt hatte für Alles nach ihrem besten Können. Ich glaube, ich sehe sie jetzt wieder; gehört hat sie kein Mensch, so lange sie lebte. Ihre Thränen hat sie verschluckt und gelacht hat sie nur ganz heimlich und in sich hinein; aber wer sie dabei sah, dem mußte ganz weich und froh um's Herz werden. Und so schöne Hände hatte sie und die sauberste Schrift, die man nur denken kann.

Jetzt aber war es schlimm. An's Wirthshaus habe ich mich nicht gewöhnen können. Ja, so lange ich manchmal, als Fest, hingekommen bin, da war's schön. Aber jetzt und täglich! Mir war so traurig und da hat sich Keiner darum gekümmert. Sie lärmten und zechten, als wäre nicht Einer da, der nicht lustig ist. Und das thut wehe. Verwandte habe ich keine und mit vierundzwanzig Jahren so als Waisenknabe herumlaufen und Jedem sein Glend vorweinen, das ist doch komisch.

Es hat aber im selben Haus, über'm Gang, eine Wittve mit einer Tochter gewohnt. Ich habe das Mädchen manchmal gesehen; sie hat so was Selbes an sich gehabt, daß es mir gefiel. Wir haben auch verkehrt, wie Nachbarnleute das müssen. Da kann Eins den Schlüssel zur Wasserleitung nicht finden, oder es braucht den zum Boden, der gerade bei der anderen Partei ist, kurz, es giebt schon immer Anlaß. Meine Mutter hat die Beiden ganz gut können leiden und manchmal von ihnen gehört, und besonders hat sie das Mädchen gelobt. Und das hieß etwas; sie hat mit Lob sehr gesparrt. Weil ich aber meine Wohnung nicht beibehalten wollte — sie war mir zu groß und für mich allein auch zu theuer — so sieh' ich einmal im Hausthor und schau mir die Bettel an, damit ich nicht aus dem Hause fort muß, in dem ich mich so wohl gefühlt hatte. Und da hängt richtig einer, ganz orthographisch geschrieben, daß ein besserer Herr ein schönes Zimmer allenfalls mit ganzer Verpflegung bei gebildeter Familie haben könne. Es waren wirklich meine Nachbarnleute; ich tummle mich wieder hinauf, und wir machen's in aller Schnelligkeit ab. Sie waren auch in Trauer; der Sohn war ihnen gestorben. Ich habe seit Zimmer übernommen und bald mit ihnen gelebt, ganz wie wenn wir uns nahe ständen.

Sie waren stille Leute und sie haben also zu mir gepaßt. Besonders das Mädchen, die Helene; die war wie ein Schraut, wie so ein kleines Hausgeißchen, das Alles thut und nur nicht will, daß man's dabei sieht oder darum lobt. Den ganzen

Tag hat sie gearbeitet, und es war eine Freude, ihr anzusehen, wenn sie gestickt hat. Unglaublich schnell war sie dabei; und im Haus ist nichts geblieben. Ich hab's bald heraus gehabt, daß sie die Arbeiten dann verkauft. So, und mit dem, was ich gezahlt habe, ist es im Haus ganz schön und glatt zusammen gegangen. Ich wenigstens hätt' mir's nie besser gewünscht und, er senfte tief, „ich wollte nur, ich hätt' es noch einmal so gut im Leben, wie ich es damals gehabt. Wenn ich etwas fertig geschrieben hatte und ich las es vor, dann hat sie hübsch und achtsam zugehört. Kurz, ich konnte sie nicht mehr wegdenken aus meinem Leben und . . .“

„Und so haben sie Dich eingefangen,“ ergänzte Fritz Gräber roh und rücksichtslos.

Bernhofer sah ihn zornig an. „Eingefangen! Das ist ein häßliches und ich möchte fast sagen, ein gemeines Wort. Aber Du hast es nicht so gemeint, nicht wahr? Das Glück, das sie mit mir gemacht hat! Ein hübsches Mädchen und gebildet und eine Sparmeisterin — und was war ich? Ich hab' meine Dekrete gehabt und meine Zeugnisse — verhungern können wir damit; nicht den Stempel, der darauf klebt, haben sie mir noch getragen. Sie hätte leicht einen Besseren finden können. Aber — sie hat mich eben auch gern gehabt.“

„Du hast Gines vergessen, Bernhofer, Du hattest Vermögen.“

Der Andere wurde unruhig, begann zu stottern und nach Worten zu suchen: „Vermögen! Sie hat doch auch etwas gehabt! Nicht viel, aber immerhin, die Bettlerin war sie nicht, oh nein, das ist sie nicht gewesen, die man vielleicht nur aus Mitleiden heirathen muß. Aber Du willst mir nur weh thun, sonst nichts willst Du mir thun, nur weh. Alle Leute haben's auf mich. Warum? Bin ich zuviel auf der Welt? Ich hab' Dir nichts gethan. Und wenn ich mir denke: sie sitzt zu Hause und härt sich und hat vielleicht nichts zum Brot, und ich thue mir da gültlich und schlechte Punsch — dann muß sie sich noch Solches nachjagen lassen, dann könn' ich mich an mir vergreifen. Ja, das könn' ich!“ Und ganz unvermittelt und hart ließ er den Kopf auf die Tischplatte aufschlagen und stöhnte dabei: „Ich fürcht' mich nach Haus zu gehen; ich fürcht' mich nach Haus zu gehen; ich fürcht' mich, vor'm Nachhausegehen. Oh! das ist ein Leben!“

„Um Gottes willen! Du wirst doch keine Szene machen?“ flüsterte ihm Gräber zu.

Bernhofer sah ihn mit rothen, schimmernden Augen an. „Nein,“ antwortete er und lächelte, „ich weiß auch noch, was sich gehört. Man macht an öffentlichen Orten keine Szenen. Man benimmt sich ordentlich und läßt seine Sorgen und seine Hunde draußen. Aber — gehen wir?“

Mit eigenthümlichen und streitenden Empfindungen hatte Fritz Gräber der Erzählung des Besonderen gehorcht. Der that ihm aufrichtig leid; aber das stieß in ihm die Ueberzeugung nicht um, daß es eigentlich auf der Welt kein Unglück gebe, daß zumeist Dasjenige, was man so nennt, nichts als die Folge von Unverstand und Uebereilung ist. Mehr: ihm weckte das Glend des Genossen selbst einen dumpfen und unbestimmten Mangel; er sah, wie schlimm es Einem gehen konnte und somit auch, wie gut es ihm geworden war, der nun in behaglichen Verhältnissen lebte und eine schöne Zukunft vor sich hatte. Auch war er begierig, noch mehr zu vernehmen; das waren Bruchstücke und über das Entscheidende, darüber, wie es eigentlich soweit gekommen war, gaben sie keinen Aufschluß. Aber er wollte nicht fragen. Jede Frage schließt eine gewisse Verpflichtung ein, und auf dem Heimwege mochte noch Manches aus der gequälten Seele Bernhofer's sich losreißen. So zahlte er denn seine Zeche und Bernhofer schaute ihn neugierig und hoffend zu. Als sich aber Gräber ruhig anzuleiden begann, da waltete etwas wie Haß in dem armen Teufel auf. Wollte Der sich bitten lassen? Nein, die Freude

sollte er nicht haben! Und so suchte er denn sein wenig Geld zusammen. Es reichte gerade; und als sich Gräber umwendete und, wie sich bestimmend, sagte: „die Zigaretten . . .“, da wehrte er mit zitternder Hand und bebenden Lippen ab: „Nein, nein, Alles!“

Es ist vielleicht das zur Nachtzeit düsterste Stück der Ringstraße von Wien, dem vorüber die Beiden nach Hause schritten. Ihnen zur Rechten lag verworren und schwarz die Fläche des Stadtparkes mit dem gedehnten und eintönigen Gegeritter davor; ihnen zur Linken ragten, nimmehr eine graue und wenig gegliederte Masse, die stolzen Paläste des Partrings. Ab und zu durchbrach ihre Reihen eine Gasse, um in's Geheime zu verrinnen. Dann am Eingange zum dritten Bezirke vorbei; vom Bahndamm, der dorten die Straße überspannt, klang ein dumpfes Brausen und ein fernes Klirren herüber, so unbestimmt, daß man nicht wußte, war es ein Nachtgeräusch, das der Wind da herantrug, oder wälzte sich wirklich ein Zug in's Weite.

Ab und zu begegnete ihnen ein Nachtschwärmer; dann kam das traurige Grezlerfeld vor der Franz-Josefs-Kaserne, das einen Ausdruck ungeheurer Größe machte; dahinter massig und drohend, mit Terrassen, mit Freitreppen, mit Vorsprüngen, in denen sich die Finsterniß eingehaust hatte, der riesenhafte Ban selber. Endlich und heller die Aspernbrücke mit den Schild haltenden Löwen davor und dem Strom, der sehr leicht und unruhig dahin floß und von dessen Fläche Gischollen weißlich herauf blinnten. Hier blieb Bernhofer stehen und deutete auf das Gewässer: „Hier hab' ich meinen ersten Bericht gefunden. Ich wollte, ich hätt' sie nie. Aber es war ein schöner Fall und alle Blätter brachten die Geschichte ganz so, wie ich sie niedergeschrieben, und ich war damals auch glücklich und meinte, nun wär' ich endlich auf etwas gestoßen, wovon ich und mein Weib leben könnten. Zumeist ihretwegen freute ich mich so; ich hätt' es so gern gehabt, wenn ihr endlich bessere Zeiten gekommen wären!“

„Ja, aber wie seid Ihr dann so herunter gekommen, wenn Ihr doch Vermögen hattet? Schlechte Wirthschaft, was?“

„Wie? Das ist doch ganz einfach! Wenn's so reicht, daß es eben nur so lange ausgeht, als nichts geschieht, dann kann es einmal nicht ausgehen. Denn etwas geschieht immer — das ist ja eben das Leben. Da ist meine Schwiegermutter gestorben; ihre Pension hat aufgehört, ihre Krankheit gekostet, und der erste Gulden, den man vom Kapital nimmt, der reißt den Zweiten mit, und so geht's weiter. Dann ist kein Halten mehr. Sie ist auch zur rechten Zeit fort; sie hat uns noch glücklich, so glücklich gesehen, daß ich sagen muß: ich und für mich deren's keine Stunde, daß ich geheirathet habe. Dann sind Kinder gekommen; sie sind fort, Gottlob, sie sind fort! Aber was die kosten, was die kosten! Und wenn man sie dann doch nicht behalten kann — das thut doppelt weh! Und die Frau war mir lange krank nach dem Zweiten, und ich habe da das Herz nicht, zu sparen, wenn es vielleicht um's Leben geht. Und man sieht so langsam, wie man sich aufricht, ganz unmerklich, und kann berechnen, wie lange das noch vorhalten wird, was man noch besitzt: Monate, Wochen, Tage. Und man sucht nach einer Stellung oder nur nach Stunden und giebt wieder Geld aus: für Inserate, für Vermittler; denn man wird dumm, man verliert den Kopf, wenn man das Glend so kommen sieht, so langsam, so Schritt für Schritt, immer näher, immer näher. Und auf einmal steh's vor Einem und starrt Einem in's Gesicht: doll, ruhig und mit gläsernen Augen. Ah!“ er schrie auf in Pein.

„Und dann könn't's, daß man auf der Straße sieht. Der Wind pfeift um Einem, als wär' man ihn gewöhnt von Jugend auf. Und wenn Du dann einen Erwerb suchst und die Leute merken, daß Du darauf anstehst, so thun sie rein, als wenn sie

Gnaden anstheilen, wenn sie Dich überhaupt einen Kreuzer verdienen lassen, und drücken und zwacken Dich, daß Du schreien möchtest. Und anfangs war ich noch stolz und hatte so mein Gefühl, daß ich immer noch besser sei als Die, welche so an mir herumhändelten. Aber — man wird irr' an Allen, man wird froh mit Allen, was sich nur findet, man duckt sich in Alles, nur damit Einem nicht das Stückchen Brot wieder aus der Hand fällt, das man kaum gefunden hat. Oh! Sie bekommen Einen schon klein, man wehre sich, so stark man nur immer will, und wann sie das erst haben, was sie wollten, dann lassen sie's Einen schon spüren. Duck' unter, arme Seele, duck' unter und gib das letzte Bißchen Selbstvertrauen auf und leist' Besseres als früher, oder laß Dich schuhriegeln, wenn Du was von uns willst," immer schlug das Erinnerung an die Kränkung durch, die er kaum erduldet, „und vergiß, was war und was Du wolltest. Aber — vielleicht, wenn ich erst todt bin, wird man doch einsehen, ich hätte es besser verdient und leicht Höheres leisten können, als die Alle, welche so auf mich herabgesehen haben. Vielleicht, vielleicht! Und das drückt auf mich und macht mich so vergessen und krank, wie ich bin, und wenn ich nichts tauge, ich bin nicht mehr schuld daran.“

Es war unbehaglich für Fritz Gräber, so neben dem verstorbenen Menschen zu stehen, der unablässig in das Drängen und Treiben der Schollen hinab

sah, und er wandte sich ab und schritt schneller. Bernhofer aber ging neben ihm und sprach weiter, Hülle nach Hülle von seiner zerrütteten Seele reißend, im dunkeln, doch übermächtigen Gefühl, Einem, und sei es auch dem theilnahmlosesten Menschen, müsse er die tiefen und ungezählten Wunden zeigen, aus denen sein Leben Tropfen um Tropfen, sichernd, doch ungescheut, verrieselte:

„Ohnedies, es geht mir so immer im Kopfe herum: mit einem Selbstmorde habe ich meine Thätigkeit als Journalist eingeleitet. Das hat etwas zu bedeuten. Das war nicht umsonst so. Aber mein Weib! Und ich weiß bestimmt: sie ist noch wach und sticht noch fort, bis ich nach Hause komme, damit sie doch nach ihren Kräften etwas verdient. Und dann liegt sie mir vor: sie kann nicht schlafen, ehe sie mich nicht zu Hause weiß; und sie klagt nicht und sie weint nicht und sie spricht nichts über unser Glend. Und das halt' ich nicht aus und das vertrag' ich nicht; denn das geht gegen die Natur. Obendrein — sie ist noch stolz auf mich; und wie das sein kann, bei so viel Herzleid, in das ich sie gebracht hab' und wie sie immer noch Licht geben mag auf mich, daß ich nicht gar zu heruntergekommen ausseh', das ist mir wieder ein Räthsel. Und wie das Alles endigen wird und was dann wird, das beschäftigt mich immer. Dann sollen mir meine Notizen gerathen! Und dann soll ich nicht immer

irgend etwas vergessen! Zuviel im Kopf und zuviel im Herzen; und nicht einmal den Muth zu einer Aussprache, wenn Die, welche eigentlich noch mehr leidet, als ich, nicht einmal mir! Thät's sie nur einmal und ich wüßte, was geschehen muß. Wär' ich nur fromm! Sie ist's, und ich glaube, das hilft ihr in Vielem. Aber ich bin's nicht; ich war's nie und wie könnt' ich's jetzt sein?“

Sie machten Halt. Fritz Gräber zog die Glode am Hausthor. „Gute Nacht; man muß nicht gleich verzagen," sprach er mit seiner wohlgeölten und etwas näselnden Stimme und verschwand hastig im Flur. Drinnen mähtigte er seine Schritte und stieg langsam die breiten und bequemen Stufen empor, die in's zweite Stockwerk und zu seiner Wohnung führten. Halbwegs oben blieb er stehen und schwanzte sogar eine kurze Weile, ob er doch nicht umkehren solle. Ein Gedanke zog ihn durch die Brust: so wie Bernhofer eben zu ihm gesprochen, so redet nur ein Verzweifelter, Einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat und es noch einmal überhant. Aber — er schlug sich das aus dem Sinn. Was konnte er denn selbst im schlimmsten Falle noch thun? Wer weiß, wo der schon war, und endlich: in wenigen Stunden mußte man ja Näheres erfahren haben. Wozu sich also unnütz aufregen und in Anstalten stürzen? Und so setzte er seinen Weg gemächlich fort.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Sturmglöcken.*

Von Edgar Allan Poe.

Die Sturmglöden hört, aus Erz! aus Erz!

Wie pittert dabei das Menschenherz,
Von eisernen Küssen gepackt,
Sausen sie aufwärts, schreien
Wie wilde Rösse und schreien,
Und schreien und schreien und schreien
Einen gellenden Chor
Der Nacht in's Ohr
Ohne Takt!

Ihr eig'nes, gespenstliches Grausen
Heulen sie aus und brausen
Im Klageruf an das Feuer,
Das wahn'sinn'ge Angeheuer,
Und wälzen sich höher und höher,
Dem Monde näher und näher,
Vom hölzernen, mo'schen Gerüste
Ereißt sie ein folles Gelüste,

Sie klirren zusammen und schwirren
In's Blaue und irren und irren,
Und tollern und tollern und tollern,
Und rollen und rollen und rollen
Auf den zuckenden Busen der Nacht
Ein bleiches, starres Entsehen
Und wecken die Schläfer und heken
Sie aus der nächtlichen Ruh.

Die Stürzen blindlings hinzu,
Mit stockendem Athem zu lauschen
Dem stuhenden, ebbenden Rauschen

Der grausen Gefahr,
Aus dem ebbenden, stuhenden Läuten
Den Grimm des Feuers zu deuten,
Mit liegenden Pulsen zu hören,
Aus der Glöden Schallen und Wellen,
Aus dem rasselnden, klirrenden Schellen
Das surschbare Wallen und Währen

Der Feuersgefahr —
Und es jammert die pitternde Schaar
In der Woth, die so fürchterlich drückt,
Weilhin, weit, weit, weit, weit —
Mit gellendem, zerschellendem Geläut.

Ein sonniger Oktobertag. Die Septemberstürme sind heulend über das Land gefahren, haben in den Wäldern der hohen Pappeln am Feldrain gewüthet, bis kaum eins noch an dem dünnen Geäst geblieben; nur drüben in den niedrigeren Büschen steht noch dichter das Laub, dort boten die Kronen einander Schutz, und allein die Räume, die sich über ihre Nachbarn emporwagten, haben des Sturmes Macht an sich erfahren müssen. Jetzt hat das Wetter sich ausgetobt, das schwarze Gewölk, das rastlos am Himmel vorüberjagte, hat sich zerstreut. Aber die Sonne, die nun wieder scheint, ist nicht mehr die alte, ihre Wirkung nicht die gleiche. Schwere Wasserhäufe, in denen die einfallenden Strahlen sich zerstreuen, ihre Kraft verlieren, erfüllen die Luft. Es ist ein matter, milderer Schein, der um die Schafe und die Räume und in den zarten Zweigen der Pappeln spielt. Der Schein ist hell, aber kalt, und die Schatten sind schwer und von schwärzlichem Ton. Der Charakter dieses sonnigen Oktobertages ist ganz prächtig auf unserem Wilde herausgekommen. Es liegt in ihm etwas von der Mattigkeit, aber auch von der stillen Schönheit der Tage, da auch ohne die Wüthfälle des Sturmes Blatt um Blatt, schwerfeucht und in allen Farben von Gelb und Roth, sich löst und langsam zur Erde sinkt. —

Verfälschungen von Nahrungs- und Genußmitteln. Unter den „ganzen“ Pfefferkörnern (ob schwarzen oder weißen) finden sich Früchte vom giftigen Nesselhals (Seidelbastbeeren) und Stoffkörnern, einem Gifte, mit dem leider öfter Fische gefangen werden. Man verfertigt die Waare sogar künstlich aus Mehl und Gummi. Der gepulverte Pfeffer ist im Kleinhandel noch nie unversehrt gefunden worden, insbesondere konnte fast jederzeit Gerstemehl darin nachgewiesen werden. Andere Zusätze waren: Brot, Mehl von Hülsenfrüchten, Olivenkernpulver, Gichtmehl, Leinölsamen, Sägeaspäne, Baumrinde, Sand, Gips, Schwefel.

Bei dem sogenannten Streuzucker, besonders den billigen Sorten, finden sich, um ihn schwerer zu machen, Zusätze von Schwefel, Gips, Kreide, Mehl, Dextrin. Wer so arm ist, daß er nicht ein einfaches Mittagsmahl sich bereiten kann, der will wenigstens etwas Warmes genießen, trinkt Kaffee, jene braune Bohnenbrühe, und ist Brot dazu. Wie nun zum Hinanschrauben der Preise des Kaffees sich „Ringe“ bilden, bei denen Gewinn und Verlust nach Millionen von Mark sich beziffern, so werden im Kleinhandel alle möglichen Verfälschungen vorgenommen. Man vermischt die gebrannten Kaffeebohnen mit künstlichen aus Wiener und Prager Fabriken. Durch Rasse schimmelig gewordene Bohnen werden gefärbt mit Ocker, Berlinerblau, Chromgelb, Kupfervitriol und anderen giftigen Farbstoffen. Die Verfälschungen in den Kaffeesurrogaten sind unzählige: Dattelferne, Hagebutten, Lupinenamen, Gichteln, Getreide, Spargelamen, Runkelrüben, Butterblumenwurzeln, Richtigwurzeln; der Richtig-Raffee wird noch vermischt mit Braunkohle und Torf. Im Gichtelfäse wird der größte Theil der Stärkekörner in formlose Kleisterbällchen umgewandelt. So etwas muß die ärmere Bevölkerung als „Kaffee“ hinunterschlucken.

Von Essig ist die geringste Sorte der Obst- oder Getreideessig, die verdorbenste der Braunkweine, die beste der nur in Weinländern bereiteter Weinessig. Bei der jetzigen Schmelzfabrikation wird fast nur Essigessig, d. h. derjenige Braunkweinessig, welcher die größte Menge Essigsäure enthält, gemacht und aus ihm durch Verdünnen mit Wasser der gewöhnliche Tafelssig. Zur Verfälschung nimmt man andere Säuren. Man emulsiert sich nicht Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, Oxalsäure beizufügen, und wie angreifend solche Stoffe auf den Magen des Käufers wirken müssen, brauche ich hier nicht zu erörtern.

Die gewöhnlichste Verfälschung des Schmalzes besteht in Vermischung von Wasser. Damit dies aber nicht so schnell sich vom Schmalz absondert, legt man Stärkemehl (oft bis zu 20 pSt.), Soda, Pottasche, Kochsalz, Kreide, weißen Thon, auch Mann hinzu.

Bei dem Petroleum handelt es sich besonders darum, die Feuergefährlichkeit dieses Oeles möglichst zu vermeiden. Ist es wasserhell, bläulich schimmernd (sogenanntes Kaiseröl), so ist die Gefahr des Explodirens, wenn man vorfichtig mit ihm umgeht, eine geringe, und bis zum Jahre 1876 kamen die Klagen über dessen Feuergefährlichkeit überhaupt nicht vor. Dann aber bildeten sich „Petroleumringe“. Um viel Profit zu machen, vermischt man das Braunkpetroleum mit einem Theil leichter siedender Oeffen, die schon bei gewöhnlicher Temperatur brennbare Gase ausstoßen. Nach den Untersuchungen Chandler's sind durch solch' gemischtes Petroleum schon Tausende von Menschenleben und Millionen an Vermögen verloren gegangen.

In bestimmten Stunden des Tages füllen sich die Verkaufsstellen, in denen obige Stoffe künstlich sind, mit Kindern, die statt der Eltern die Einkäufe besorgen. Vertrauensvoll giebt man ihnen die kleinen Geldforten mit auf den Weg; was sie dafür heimtragen, das bringt, ohne daß die Verkäufer es ahnen, statt zweckentfremdeter Nahrung häufig die Veranlassung zu neuen Erkrankungen schwergeprüfter Familien in den kümmerlichen Hausstand. — B. L.

Schnitzel.

Jeder Schlag eines Lehrers, der ein wehrloses Kind trifft, erdödet ein Stück Menschlichkeit und Ehrgefühl.

Das Haus der Zivilisation, in dem wir wohnen, hat sich nicht vom Dache, sondern vom Fundament aus gebaut. — G. v. Buchwald.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus „Ausgewählte Gedichte“. Uebersetzt von Hedwig Bachmann. Berlin, Bibliographisches Institut. —